

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [8]

Artikel: Jochem Steiner [Fortsetzung]
Autor: Roelli, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Rollschuhläufer“ auf dem glitzernden Asphalt, in der Bewegung vorzüglich beobachtet, geben ein gutes Beispiel von dem Können des vielseitigen Künstlers. Ganz entzückend ist Kreidolfs „Hochzeitsreise“, ein Gedicht in Grün und Schwarz, edelste Poesie und doch echteste Graphik.

Dieser Mappe soll bereits im nächsten Jahre eine zweite nachfolgen, die dem Holzschnitt gewidmet ist. Und so wird es dem minder bemittelten Kunstfreund

möglich sein, allmählich für billiges Geld eine Sammlung von Originalen zu erwerben, in der nach und nach — da die bedeutendsten Graphiker der Schweiz der „Walze“ angehören — alle guten Künstler des Landes vertreten sind. Gerade in diesem Sinne muß das besprochene Unternehmen aufs wärmste begrüßt werden, und es ist nur zu hoffen, daß die in Aussicht gestellte Fortsetzung auch wirklich dem viel verheißenden Anfang folgen wird.

Dr. Adolf Saager, München.

Jochem Steiner.

Eine Geschichte von Hans Krolli, Zürich.

Nachdruck verboten.

25.

Ende August. Es ist ein schwüler Spätnachmittag. Ich lasse die Fensterjalousien niederrollen, um meine Kammer kühl zu halten ... Ich versuche zu schreiben; aber ich bin zerstreut, müd. Da fange ich an, mit der Feder Berge und Tannen und Häuser in wildem Durcheinander auf das weiße Papier zu kriecheln. Es sind krause ungeschickte Linien. Ich suche mit der Feder Ursis Kopf zu zeichnen; aber der Entwurf ist fremd und plump. Ich streiche ihn kreuz und quer durch. Ich zerreiße das Blatt. Ich fahre mit der Hand über die Stirn und besinne mich.

O, es war eine lachende Zeit! Es war im Frühling, es war im Glück! Ich weiß noch, alle Vögel sangen. Ursi küßte mich. Licht glänzte auf ihrem Scheitel. Sie ging an meiner Seite. Sie hatte große frohe Augen und streichelte mein Gesicht. Sie hatte mein braunes grobes Gesicht lieb ... Sie hatte es lieb ...

Ich stütze den Kopf in die Hände und blicke auf das zerrissene Papier. Es nimmt mich wunder, ob man ein Herz auch so zerreißen kann — in so manche Fehlein — nicht mit den Händen — mit dem Wehtun! Es nimmt mich wunder ... Es klopft. Ich höre, wie die Tür sich in den Angeln dreht.

„Jochem!“

Ich springe auf.

„Ursi, du?“

Ich kann mich nicht mehr halten, ich weine leise. Ich nehme Ursi ans Herz und küsse das liebe Gesicht.

„O du — du hast mich lang — so lang allein gelassen! Du, du, küß mich!“

Sie zuckt mit den Lippen und küßt mich nicht.

„Du, es ist so heiß da drinnen, wollen wir nicht ins Freie?“

Wir fahren mit der Trambahn nach Wart hinaus. Ein kühler Wald dehnt sich hinter dem Dorfe aus. Da wandern wir hin. Ich halte Ursis Hände fest. Ich zittere. Doch ich frage ganz ruhig: „Ursi, willst du mich küssen?“

Ich halte sie nah an mich. Sie reißt sich los. Sie neigt das Gesicht vornüber und ist blaß. Sie krümmt die Finger ineinander, wie wenn sie Schmerzen hätte und nicht jammern dürfte. Goldene Sonnenstreifen glänzen auf dem dunkeln Waldboden.

Langsam gehen wir durch den Wald. Ich sage: „Ursi, warum weinst du? Ich weiß — ich weiß ja schon — es tut nicht mehr weh — du, du — ja — du...“

Ursi legt ihr Gesicht an meine Brust. Sie wird ruhig und schaut zu mir auf und sagt, als ob sie müd wäre: „Du wirst mich nicht darum fragen, du weißt es ja! Ich kann nicht anders. Ich habe ihn lieb. Ja, ja... Du mußt nicht traurig sein ... Du! Es tut weh, wenn du traurig bist ...“

„Es tut weh?“

Ich sage weiter nichts. Wir gehen weiter. Es ist dunkel. Meine Augen mögen nicht sehen ...

„Du, Jochem, ich muß heut noch heim! Komm, wir gehen!“

Ich schaue Ursi an. Still und traurig. Und dann suche ich nach den goldenen Sonnenstreifen. Sie sind fort. Es dämmert. Ja, darum ist es mir vor den Augen dunkel geworden ...

„Komm, Jochem, komm doch!“

„Ja, geh nur ... Es ist besser, wenn du allein gehst. Es ist viel besser. Sicher ... du!“



Edouard Vallat, Genf.

Drei Schäfer. Radierung.



Max Bucherer, Barier-München.

Sänger. Holzschnitt.

Urji zaudert. Dann schlingt sie die Arme um meinen Nacken und hält mich so fest, daß sie zittert. Sie würgt mich fast. Sie küßt mich — so wild und so rasch. Dann geht sie ...

Es ist dunkel. Ich gehe auch. Ich weiß nicht wohin. Jemand wo in den Wald hinein, wo die Bäume mich verbergen. Der Kopf tut weh. Es ist mir, als ob das Blut aus den Lippen springen müßte ... Ich warte. Ich werde ruhiger.

Ich will gehen. Ich halte den Mund halb offen. So lächle ich. Dann sage ich leise vor mich hin: „Ja — ja — Urji — du — ja — ja ...“

Ich begegne Menschen. Ich pfeife ein Liedchen. Ich muß mich nicht dazu zwingen. Es wird mir nicht schwer, so zu tun, als ob ich einen glücklichen Tag hinter mir hätte ... Eigentlich wäre es besser, nicht die Menschen täuschen zu wollen, dafür mich selbst ...

26.

Urji ging. Georg heiratete und mietete sich in Wart draußen ein kleines Haus ... Georg sucht mich fast alle Tage auf. Ich habe das Gefühl, als müsse er sein Glückseligkeit vor mir verbergen, um mir nicht weh zu tun ... Es ist so! Er kann nicht mehr aufrichtig sein. Er kann darum auch kein Freund mehr sein ...

Es folgen wilde Tage und wilde Nächte. Soll ich von ihnen erzählen? Nein! Dann lebe ich wieder in einer schönen sonntigen Zeit. Ich ziehe oft aufs Land hinaus. Die Blumen

auf den Wiesen welken langsam; aber über allem Welken steht eine goldene Sonne und lacht. In den Gassen der inneren Stadt ist es dunkler und feuchter geworden. Es ist, als ob der Atem der frühzeitig kühlen Nächte auch tagsüber an den Häuserreihen hängen bleibe ... In eine Gasse hinein drängt sich ein Gärtlein. Ein Rosenstrauch mit einer einzigen Blüte steht darin. Das ist seltsam genug und beschäftigt mich. Da besinne ich mich auf ein Gleichnis. Ich gehe heim und schreibe es nieder.

Die Rose.

In der mittleren Stadt gibt es noch schmale Gassen und überhängende Häuser. Die Gassen und die Häuser sind feucht und dunkel. Das Sonnenlicht hat sich nie zu ihnen verirrt. Viele Menschen, die da wohnen, kennen das Licht nur vom Hörensagen. Diese Menschen sind zufrieden. Sie kennen kein Glück, sie kennen kein Sehnen nach Glück. Es sind aber auch ein paar Menschen da, die vor Jahren schönen Reichtum und schöne Freude erlebt haben. Solche Menschen tragen das Sehnen nach Glück immer in sich. Schweigend und trauernd. Die Kraft fehlt ihnen, um es sich zu erzwingen. Und sie mögen es sich auch nicht erzwingen. Ein ertrotztes Glück ist wie ein Lachen aus gewürgtem Halse ...

Am unteren Gassenende steht ein kleines Haus. Es weicht von der Gasse zurück, um einem Gärtlein etwas Raum zu geben. In dem Gärtlein sollten Blumen blühen. Aber die meisten von ihnen sind vorzeitig verwelkt. Ein Nachtfrost zerrte sie mit sich zu Boden. Nur am Rosenstrauch hängt eine Blüte. Eine einzige Blüte. Aber sie lebt. Sie ist voll erblüht. Ihre Hülle schimmert wie reiches dunkles Blut. Hoch über der Rose, hoch über den schweigenden Häusern liegt regungslos ein Stück Luft und Himmel. Die Rose leuchtet rot, der Himmel leuchtet blau.

Alle Tage kommt ein junger Mensch durch die Gasse. Die Gasse ist dunkel, der Mensch ist blaß. Er ist auch traurig. Aber er hat lächeln gelernt, seitdem er an der roten Blume vorübergeht. Das Lächeln sieht sich an wie ein glückliches Nachsinnen über liebe Dinge, die nicht mehr sind. Der junge Mensch bleibt oft an dem Gärtlein stehen. Die Rose beginnt zu leuchten, das kleine Himmelsstück beginnt zu leuchten. Er möchte die blaue köstliche Luft mit den Händen greifen; aber die Luft ist zu fern. Er möchte die Blume streicheln. Mit seinen schmalen armen Händen. Ja, es gibt Tage, an denen er die Blume küssen möchte, brechen möchte, an sein Herz drücken möchte. Sein Herz möchte lachen und jauchzen und lieben — und vergessen. Es möchte. Aber es kann der Blume nicht weh tun, weil es weiß, wie das tut ... Der Mensch will die Blume nicht brechen. Sie gehört ihm ja gar nicht. Aber er will sie lieb haben. Er will ihr Leben lieb haben. Sie kann stark machen, denkt er. Die Rose lernte ohne Licht leben und berauscht sich am fernen blauen Himmelsstück, das nur ein Ahnen des Lichtes in sich spüren läßt. Der junge Mensch will von der Rose lernen. Er will das Glück erlernen, wie der Handwerker seinen Beruf.

Nun geschieht es, daß an einem Morgen ein fremder Mann durch die Gasse kommt. Einer von denen, die auf breiten glänzenden Straßen zu spazieren pflegen. Einer von denen, die arm sind an Gefinnung und reich an Geld. Der fremde Mann lächelt, als er das Gärtlein sieht und die rote Blume darin. Es ist ein verwundertes, kopfschüttelndes Lächeln. Er steht still. Dann geht er durch das Gärtlein und pocht an die Türe. Eine ältere Frau öffnet ihm.

„Ich möchte die Rose kaufen, die da an der Gasse blüht!“

Die Frau tut erstaunt und sagt: „Mein Herr, ich verkaufe die Blume nicht. Ich habe die Blume gern, und sie macht mir Freude!“

Der fremde Mann wird ungeduldig und zwingt der Frau ein Goldstück in die Hand. Das feine glänzende Gold spiegelt sich seltsam in der welken abgearbeiteten Hand. Die Frau dankt und denkt, daß der Herr, der soviel Geld zahlt, die Rose auch lieb haben könne. Der Mann bricht die Rose. Er will für sie eine Vase von schwerem gediegenem Silber kaufen. Die Vase soll mit lauterem Quellwasser gefüllt werden, und sie soll am Fenstererker stehen. Dort, wo das Sonnenlicht voll und warm über die Rose hinwegrieseln muß. Und dann will der fremde Mann mit der Rose plaudern — sie küssen — sie lieb haben ...

Der junge Mensch geht durch die Gasse. Tag für Tag. Die Gasse ist dunkel, der Mensch ist blaß. Er lächelt, wenn er am zerpfückten Rosenstrauch vorüberkommt. So lächeln Menschen, wenn sie anders sich nicht mehr zu helfen wissen. Sie möchten stark sein, darum lächeln sie ...

* * *

III (27).

Der alte Bendener steht im Gaden drüben und füttert die Tiere. Sieben Kühe sind's. Drei davon habe ich aus Vaters Heimet mitgebracht, darunter die Gurtkuh. Das war des Bendeners Bedingung. Maria ist zu Bekannten nach Berg hinauf. Ich will lieber sagen: Maria! Das ist ein schöner Name. Und die Frau, die diesen Namen trägt, denkt man sich edel und lieb. Darum sage ich besser Maria ...

Es ist ein köstliches Land, in dem ich jetzt lebe. Da kann ich stundenlang durch eine Schöne und Stille gehen, die mich glücklich machen müßte. Aber das eigene Herz ist zu müde, um sich diesem Reichsein, das ja auch erkämpft sein will, hinzugeben ...

Ich habe eine strenge Zeit hinter mir. Das Emdgras wurde gemäht, das Obst eingesammelt, ausgelesen und verkauft. Der Ertrag der Mostbirnbäume fiel dem Pächter Fluri zu. Es war besser so. Wir hatten Arbeit genug.

Ich gehe den Wiesenweg, der von unserem Heimet an den See hinabführt. Ich denke mir, daß im Frühling dieser Weg mit Blütenblättern bestreut sein wird. Jetzt rauscht halbverwelktes Laub unter den Füßen. Die Bäume verlieren ihren letzten Schmuck. Sie mögen sich nicht mehr zieren damit. Sie mögen nicht mehr ...

Marias Vater hat ein eigenes Boot. Ich löse die Kette vom Uferpflock los und rudere langsam in den stillen weiten See hinaus. Nalglatt ist das Wasser. Wetterblaue Wolken spiegeln sich darin. Eine trügerische Müdigkeit schleicht über den See hin und möchte ihn einschlafeln. Wetterblaue Wolken verbergen das Licht. Ich blicke über den düstern See. Dann beuge ich mich nieder und greife mit den Händen in das dunkle

fühle Wasser. Ich lange tiefer in das Wasser hinein. Ich möchte aus dem Seemern goldenen Reichtum, glänzende Perlen und vielfarbene Muscheln heben und mich an ihrem Leuchten ergötzen. Ich habe meine Augen leicht an leuchtende Dinge gewöhnen können. Nun wird es mir schwer, in das düstere lichtlose Wasser zu schauen ...

Jetzt will ich erzählen.

Ich schrieb. Ich suchte mich damit zu zerstreuen. Es war nicht gut. Es kam eine arme Zeit. Ich wollte mich weiter mühen, müden Gedanken Worte abzugewinnen. Es ging nicht mehr. Da fing ich an, mich nach Arbeit zu sehnen, bei der Leib und Hände mittun müssen. Ich hatte auch Heimweh. Ich wollte nach Wildenmatt zurück zu meinen starken Bergen. Aber ich konnte nicht gehen. Ich schämte mich. Ich wollte stark

und gesund die Berge wiedersehen, nicht krank und hilflos. Auf meine Anfrage hin schrieb mir der Better Steiner, daß der Bauer Bendener in Gillingen bei Berg einen Knecht suche. Er selbst sei schon alt und mit seinem Meißel allein schaffen sei ihm zu mühselig. Ich fuhr nach Gillingen hinaus zum Bauer Bendener und zu seiner Tochter Maria und wurde Knecht. Ich gewöhnte mich bald daran. Ich ging in derben kotigen Kleidern herum und hatte die Tiere lieb und sorgte für sie. Da der alte Bendener wußte, daß der Bodenhof in Wildenmatt mir zugehöre, machte er mir einen Vorschlag. Ich sprach darüber mit Maria. Maria war einverstanden.

Wir heirateten. Der Better Steiner trieb mir die drei besten Milchkühe zur Bahnstation. Ich brachte die Tiere nach Gillingen und trieb sie in den Stall des Bendeners, so gleichsam als Heiratsgut. Der Alte verlangte das.

Maria ist gut. Sie hat tiefschwarzes Haar, ein rotbackiges, tapferes Gesicht

und Augen, aus denen keine Sorge schaut, so ganz junge vertrauende Augen. Wir zwei haben im Firrstock eine geräumige braungetäfelte Kammer. Am Fensterbrett stehen vielfarbene Aestern. Keine Berge verdüstern die Kammer. Ein starker Rirschbaum streckt seine kahlen Nester gegen die Scheiben. Im Frühling sehe man in lauter weiße Blütenbüschel hinein, sagt Maria. Ich habe ihr meine Verse gezeigt. Sie sah mich an und schüttelte ganz leicht den Kopf. Sie verstehe nicht, daß ich damit mein ganzes Leben habe verbringen wollen. Nur mit dem Verseschreiben! Ja, wenn man damit verdienen könnte, das wäre anders, aber so ...

Es dunkelt. Schwarz ist der See. An den beidseitigen Ufern brennen Lichter. Da und dort fällt ein goldener Schein in das Wasser und zittert oder beschreibt kleine Kreise. Die Ruder plätschern. Oft ziehe ich mit roher Kraft aus. Es ist, als ob ich Lust hätte, mich zu ermüden. „Urft!“ Ich schäme mich. Und wie um mich zu verbessern, sage ich leise: „Maria!“ Doch dieser Name klingt hart. Das Herz spricht ihn nicht mit.



Ernst Würtenberger, Zürich.

Somer. Holzschnitt.

Warum? Ich weiß nicht. Das Boot fährt knirschend im Sande auf. Ich werfe die Kette um den Pflock und gehe heimzu. Ich singe vor mich hin. Dann bin ich still. Ich betrüge Maria. Ich denke an Ursi . . .

In der Stube brennt noch Licht. Maria wartet auf mich. „Du kommst spät, Jochem. . . Du, morgen kommt der Berger Viehhändler. Ich würd' ihm das mittlere Kälblein lassen. Sechs Doppel gilt's schon. D'Simmi wirft ja in ein paar Wochen!“

„Ja, man kann's machen. Daß mir der Händler aber sechs Doppel für das Kälblein zahlt, glaub' ich kaum. Wenn's einen graderen Rücken hätte . . .“

„Se, man probiert's halt!“

28.

In den Blumenbeeten vorm Haus blühen blutrote, blaßrote, gelbe und schneeweiße Aftern. Ich will die schönsten unter ihnen brechen und die Kammer damit schmücken. Heute ist Marias Geburtstag. Ein fühler Wind weht vom See her. Da und dort lösen sich die letzten Blätter. Sie klingen leise, wenn sie zur Erde fallen. Vielleicht klingen sie nicht, vielleicht klagen sie. Soll ich die Blätter darum fragen? Nein. Sie schweigen doch. Maria kommt bald. Sie wird Freude haben an den großen leuchtenden Blumen. Ich habe sie über Boden, Bett und Sims ausgestreut. Maria soll heute auf Blumen treten, nach Blumen blicken und mit Blumen schlafen . . . Es dämmt vor den Fenstern draußen. In der Kammer ist es still. Sie ist eigentlich fast größer geworden — ein wenig leerer und glanzloser, obwohl viele Blumen sie schmücken möchten. Das Taglicht tut Wunder. Das merkt man am ehesten, wenn es nicht mehr da ist.

„Se, Jochem, was tust da!“ Der alte Bendener schaut zur Tür herein und sagt es halb ärgerlich.

„Se, d'Marie hat halt heut 's Fest! Da müssen Blumen her! Es wird wohl recht sein?“

„So, ja, ich bleib' heut aber nicht daheim, ich geh' in den Hirschen!“

„Ja, mach, wie du willst, Vater! Die Tiere werd' ich schon füttern und melken.“

Der Alte geht oft ins Wirtshaus. Am Abend möchte ich mit Marie doch lieber allein sein, drum geh' er gescheiter ins Wirtshaus. Das ist seine alltägliche Ausrede. Ich mag das nicht jedesmal einsehen. Dann wird der Bendener grob oder fängt an zu flennen. Ich möge ihm keine Freude gönnen. Mit solchen Leuten ist schwer auskommen, bei denen die Vernunft nie Herr werden will über die Begierde.

In der Stube brennt die große Hängelampe. Eine weiße Glasglocke dämpft das Licht und gibt ihm eine ruhige matte Farbe. Maria sitzt auf einer Stabell und flücht zerrissenes Leinenzeug. Sie neigt den Kopf vornüber und sieht auf ihre Arbeit nieder. Der Lichtschein streicht über ihr schwarzes Haar. Es hat einen bläulichen Glanz bekommen und scheint ganz seiden zu sein. Ich möchte die Hände auf das glänzende Haar legen, aber ich wage es nicht. Vielleicht würde mich Maria einen verliebten Buben nennen und aufklachen. So glaube ich . . . Ihr Gesicht ist nicht zart und weich; aber ein klarer Wille schaut aus den derben Zügen und der Ernst zum Schaffen und starken Mitthelfen. Es tut doch gut, einen solchen Menschen an seiner Seite zu haben. Ich möchte Marias Augen sehen.

„Maria!“

Sie blickt auf. „Du, Jochem, heut mußt du mir den Gefallen tun. Sag' Marie! Ich heiße nicht Maria. Sag' Marie, heut wenigstens, Jochem?“ Sie bittet fast darum.

„Ja, ich meinte, der Name wäre dir recht?“

„Mein, ich heiße Marie. Du mußt die Dinge so nehmen, wie sie sind, nicht verdrehen oder bessern wollen! Das hängt mit deinem Versmachen zusammen. Laß auch das einmal! Wir sind Bauersleute, Jochem, keine Künstler. Sei froh, daß du's nie geworden bist!“

„Marie, ich glaube, es ist schön, Künstler zu sein!“

„Meinst?“ Sie verwundert sich, daß ich so reden kann.

„Ja, das ist so eine Gottesgabe. Die gibt man nicht jedem mit auf den Weg!“

„Da verstehe ich dich nicht, Jochem. Wo wolltest du das Brot hernehmen, wenn's auf der Welt nur Künstler gäbe? Dazu hat Gott u n s hingestellt. Und wir müssen halt arbeiten, nicht träumen, wenn wir leben wollen . . . Ich habe doch recht?“

Sie sagt das, weil ich schweige und nichts erwidern mag. Solche Worte möchten auch ihre Augen sagen. Die sind stark und nüchtern und könnten nie träumen. Ja, wenn ich Maria in den Nächten fest in den Armen halte, zeigen ihre Augen oft eine wunderliche Schönheit und Stille. Dann sagt sie kein Wort, aber ihre Hände drücken meinen Hals oder streicheln mein Gesicht, leise — fast zitternd, als dürften sie nicht. Dann hat Maria mich eigentlich lieb . . . Maria hat eine Seele wie jede Frau. Nur ist ihre Seele nie zu weitestem Empfinden- und Genießenkönnen angehalten worden. Aber auch darum will ich vor Maria nie nur leidenschaftlich, nur wild, nur Tier sein. Dann wäre ich nicht wert, sie lehren zu wollen, was eine Seele vermag und wie sie sein kann . . .

In der Kammer ist es kühl. Das Licht der Kerze flackert und wirft an die Wände goldgelbe Streifen. Die Blumen leuchten ein wenig.

„Maria, das sind deine Blumen!“

„Über Schatz!“

Und sie umarmt mich und küßt mich. Sie möchte lachen dazu, aber sie weint. Ich bin erstaunt. So lieb kann Maria haben! Ich drücke sie fest an mich und schließe die Augen und lache: „Schatz, du . . . du . . .“ Da denke ich an Ursi. Ich stoße Maria von mir, daß sie taumelt und erschrickt. Dann sagt sie hart: „Jochem, was tust du?“

Ich weine wie ein Kind. „Marie, du . . . du . . . Komm' doch!“

Sie kommt nicht und schweigt. Ich schaue auf, ganz verwirrt . . . Maria knotet ihr schwarzes Haar auf und läßt es auf die weiße Brust niederfallen. Dann büdt sie sich, hebt eine rote Afters auf und küßt sie . . .

Ich lasse die Kerze herunterbrennen. Maria liegt ganz still und hält die Blume in den Händen. Ihre Augen sind leer und groß, als ob sie alle Kraft verloren hätten und sich doch darnach sehnten.

„Marie!“ Ich streichle das heiße Gesicht und sage: „Du, du . . . Ich tat dir weh! Ich dachte an eine Frau, an die . . . ich nicht mehr denken sollte! Ich bin so schlecht!“

Marie blickt mich an. Da sehe ich in ihren Augen wieder alle Tapferkeit. „Das ist nicht schlecht, Jochem! Es wird Frauen geben, die du lieber haben kannst als mich. Das ist schon wahr, Jochem . . . ja! Ich hab' dich doch gern; das nimmt mir niemand auf der Welt!“

Da beuge ich mich wieder und küsse Marias Hals und Brust. Und dann lege ich die rote Blume auf die weiße Brust. Es sieht aus wie ein großer Blutstropfen auf weichem Schnee, nur daß der Blutstropfen nicht zerrinnen will. Die weißen Blumen stecke ich in das nachtschwarze Haar. Dann lächle ich und sage vor mich hin: „So schön bist du! Keine Frau kann schöner sein!“

(Fortsetzung folgt).

Jean Paul der Flieger.

Zu seinem hundertfünfzigsten Geburtstag (21. März 1913).

Jean Pauls Entzückungen kamen aus der Musik, in der er alle Geheimnisse und unendlichen Möglichkeiten der menschlichen Seele erlebte; in ihren Wonnen schuf er seine vielen

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Träume und Visionen einer Zukunft, wo das Leben ein Menschenjubiläum ist und die Chöre der neunten Symphonie das heilige Tagewerk der Frei-Verbundenen umjauchzen. Mit seiner